HEYNE
ENCORE

MARINA HEIB

DREI METER UNTER NULL

THRILLER

Wilhelm Heyne Verlag
München

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text enthaltene externe Links nur bis zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung geprüft werden konnten. Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss. Eine Haftung ist daher ausgeschlossen.

Unter www.heyne-encore.de finden Sie das komplette Encore-Programm.

Weitere News unter www.heyne-encore.de/facebook

MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C014496
FSC
www.fsc.org

Verlagsgruppe Random House FSC N001967

Copyright © 2017 by Marina Heib
Copyright © 2017 by Wilhelm Heyne Verlag, München
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München
Redaktion: Annika Ernst
Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München,
unter Verwendung von shutterstock/donatas1205
Satz: Satzwerk Huber, Germering
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany

ISBN: 978-3-453-27111-1

www.heyne-encore.de

Für Michael.

Prolog

Ich war sieben Jahre alt, als ich den bitteren Geschmack der Demütigung kennenlernte. Es geschah am Ende des zweiten Schuljahres, in der letzten Stunde. Die Sommerferien waren zum Greifen nah. Wir Kinder konnten es kaum erwarten, dass die Schulglocke uns endlich in die Freiheit entlassen würde. Nur noch wenige Minuten trennten uns vom Glück – vom Baden in den Leipziger Seen, dem Faulenzen am Ufer und dem Wälzen im kitzelnden Gras, vom Wassereislutschen, Arschbombespringen und von dem Geruch billigen Sonnenöls und nasser Haare. Von all den Versprechen, die der Sommer für ein Kind bereithält, das eben nicht mehr zum Glück braucht als den Sommer und die Ferien. *Nichts Schöneres unter der Sonne als unter der Sonne zu sein.*

In den Schneisen, die das Licht in unser Klassenzimmer warf, tanzte der Staub, zwanzig Paar Kinderfüße scharrten ungeduldig unter Pulten und Bänken, es roch nach dem Schweiß vom Sportunterricht und nach Ungeduld.

Da stellte unsere Lehrerin eine letzte Frage: »Was wollt ihr später einmal werden?«

Die Klasse reagierte träge und desinteressiert. Nur ich streckte wie wild den Finger in die Höhe. Was für ein glücklicher

Zufall! Genau mit dieser Frage hatte ich mich die letzten Tage beschäftigt! Doch zuerst rief die Lehrerin ihre Lieblingsschülerin Ulrike auf, die ebenfalls den Finger erhoben hatte, allerdings mit weit weniger Verve als ich.

Ulrike sagte mit ernsthaftem Augenaufschlag: »Ich werde mal Lehrerin. Genau wie Sie.«

Typisch Ulrike, sie wollte sich immer einschleimen.

Unsere Lehrerin lächelte anerkennend und entgegnete: »Was für eine schöne Idee. Du wirst bestimmt eine sehr gute Lehrerin werden.«

Dann blickte sie über die anderen Schüler der Klasse. Mein Finger zuckte weiterhin wie wild in der Luft. Die Lehrerin nickte mir erwartungsvoll zu.

Ich stand auf und verkündete voller Inbrunst: »Ich werde Pippi Langstrumpf!«

Unsere Lehrerin schüttelte missbilligend den Kopf, doch noch bevor sie etwas sagen konnte, wandte sich Ulrike mit verächtlichem Blick an mich.

»Du bist so dumm! Pippi Langstrumpf gibt es gar nicht. Und man kann nichts werden, was es nicht gibt!«

Dann fing sie an zu lachen. Ein paar andere lachten mit und steckten die restlichen an. Schließlich lachten alle. Sie hörten gar nicht mehr auf. Das tat weh, es tat richtig weh. Ich stand geschockt da und wollte Ulrike am liebsten ins Gesicht schlagen. Ich wollte alle verprügeln. Aus Hilflosigkeit. Weil ich nicht wusste, wie ich mich sonst hätte wehren können. Denn ich verstand nicht einmal, warum sie lachten, und das machte es noch schlimmer. Was konnte es Besseres geben, als das stärkste Mädchen der Welt zu sein, das frei und selbstbestimmt mit einem Affen und einem Pferd in seiner Villa Kunterbunt wohnte und aufregende Abenteuer mit seinen Freunden erlebte? Außerdem hätte ich schrecklich gerne lange rote

Zöpfe gehabt. Meine Haare waren aber braun und zu der Zeit kurz und standen wirr von meinen Kopf ab wie Unterholz.

Dass ich nun von allen ausgelacht wurde, machte mich einsam, ratlos und zornig, und es brachte mich zum Weinen. Es waren Tränen der Scham und der Wut. Ich setzte mich wieder hin und senkte den Blick. Während die Lehrerin noch versuchte, die johlende Meute zu beruhigen, ertönte der Gong, und wir waren aus dem Schuljahr entlassen. Ich griff meinen Ranzen und stürmte mit hochrotem Kopf als Erste hinaus, ich wartete nicht einmal ab, bis die Lehrerin uns schöne Ferien gewünscht hatte.

Zu Hause verschwieg ich die Demütigung.
Ein paar Tage später fuhren meine Eltern mit mir an die Ostsee, wo mein Vater mir das Segeln beibrachte. Ich war glücklich und vergaß den Vorfall. Eine Zeit lang. Bis ich in der zweiten Woche unseres Urlaubs mit Vater in der Jolle auf der Ostsee dümpelte. Wir waren in eine Flaute geraten, lagen träge im Boot und ließen die Beine ins Wasser baumeln. Ich schaute den vorüberziehenden Wolken zu und überlegte, wie weit es wohl wäre bis Taka-Tuka-Land. Da fragte ich meinen Vater, ob man etwas werden könne, was es nicht gibt.

»Natürlich, meine Kleine! Du kannst alles werden, was du willst!«, sagte er. »Und wenn du es geworden bist, dann gibt es das ja auch.«

Das leuchtete mir ein. Ulrike war die Dumme, nicht ich.

Mit diesem sicheren Wissen überstand ich die weiteren Demütigungen in der Schule. Denn auch am Ende der dritten Klasse stellte unsere Lehrerin wieder die gleiche Frage – vermutlich wollte sie damit unsere heranwachsende sittliche und gesellschaftliche Reife überprüfen. Die verächtlichen

Reaktionen auf meinen ersten Berufswunsch hatten mich jedoch nicht in die Anpassung getrieben, im Gegenteil. Im Jahr darauf gab ich selbstbewusst bekannt, dass ich Winnetou werden wolle. Oder vielleicht Tarzan. Das Echo auf meine trotzigen Angaben war das gleiche: Die Lehrerin schüttelte mit milder Missbilligung den Kopf, und die Kinder schütteten sich aus vor Lachen und verhöhnten mich. Sie wollten Ingenieur werden. Oder Ärztin. Oder Kosmonaut.

Aber ich hielt stand und beharrte auf meinen Wünschen. Vermutlich war ich nur deswegen mutig genug, gegen den Strom zu schwimmen, weil meine Eltern mich und meine exotischen beruflichen Vorstellungen liebevoll unterstützten. Zuerst bauten sie mir aus Stühlen, Kissen, Decken und allerlei Stoffresten eine Villa Kunterbunt in mein Kinderzimmer, und sie ließen sich auf mein Betteln hin zum Armdrücken überreden, um mich anschließend voller Bewunderung als stärkstes Mädchen der Welt zu bestätigen. Wenn ich dann vor Glück strahlte, lachten sie, nahmen mich in die Arme und küssten mich. Im Jahr darauf gingen mein Vater und ich gemeinsam in den Wald und suchten lange, gerade gewachsene Äste, die wir hinter uns her nach Hause schleiften, wo Vater sie mit seinem Fahrtenmesser anspitzte und Mutter die Äste dann in der Dusche mit kochendem Wasser übergoss und gründlich abbürstete, damit sich kein Ungeziefer in meinem Kinderzimmer ausbreiten konnte. Wir stellten die Äste in der Mitte meines Zimmers in einem Rund auf, die Spitzen gegeneinander gelehnt, Mutter nahm ein großes Laken, das wir zu dritt mit indianischen Motiven bemalten, dann legten wir es um die Äste, und fertig war mein Tipi. Ab sofort war ich je nach Laune und Tagesform entweder das stärkste Mädchen der Welt mit einem Apfelschimmel namens »kleiner Onkel« oder

der edle Häuptling der Apachen mit einem Rappen namens »Iltschi«.

Ein Jahr später wurde in meinem Kinderzimmer, das meine Eltern und ich Traum-Raum nannten, die Villa Kunterbunt abgebaut, da ich mich inzwischen zu erwachsen dafür fühlte. Ein Pferd in die Luft zu heben erschien mir nun doch etwas unrealistisch. Das Tipi durfte bleiben, wurde aber in eine Ecke geschoben, denn ich brauchte Platz für diverse Lianen aus dicken Tauen, die mein Vater mit Haken an der Zimmerdecke befestigte, damit ich mich wie Tarzan durch den Dschungel meiner Fantasie schwingen konnte.

Einmal, in einem sehr heißen Sommer, war ich derart in mein Afrika-Abenteuer vertieft, dass ich – auf der Suche nach meinem durch den Speer eines Buschmannes schwer verletzten Lieblingselefanten Tembo – die Grenzen meines Traum-Raums sprengte und mit meiner Liane aus dem weit geöffneten Fenster hinaus ins Freie schwang. Ich wollte eine breite Ebene überqueren, um möglichst schnell zu Tembos angestammtem Wasserloch zu gelangen, wo ich ihn in akuter Lebensgefahr vermutete. Doch während ich schwungvoll durch das Fenster hinaus ins gleißende Sonnenlicht flog, fiel mir plötzlich ein, dass ich mich nicht in Afrika, sondern im dritten Stock eines Wohnhauses in Leipzig befand und unter mir kein von weichem Gras umsäumtes Wasserloch, sondern harter Bordstein sein würde. Also ließ ich nicht los, hielt mich erschrocken fest, krachte im Rückschwung teils gegen die Hauswand, teils gegen den Fensterrahmen und kletterte mit Müh und Not und unter Schmerzen und Stöhnen zurück in mein Zimmer. Mutter kam, von dem Krachen und meinem lauten Stöhnen alarmiert, hereingestürmt und brachte mich in das Krankenhaus, in dem sie arbeitete. Ich hatte zwei Rippen gebrochen und die rechte Schulter ausgekugelt.

Mutter schimpfte nicht. Aber als Vater am Abend nach Hause kam, hörte ich, wie sie besorgt zu ihm sagte: »Das muss aufhören, Werner. Schenk ihr andere Bücher. Sie soll endlich mit Puppen spielen. Und Ärztin werden wollen. Oder sonst was Normales.«

Zum ersten Mal fühlte ich mich im Stich gelassen und verraten. Mir war auf diffuse Art klar, dass die Kinder im Kindergarten und danach auch die in der Schule mich sonderbar fanden und mich deswegen ausgrenzten. Aber sie waren mir egal, zumindest wollte ich das glauben, und ich trotzte ihnen und ihrer Ausgrenzung mit meiner kindlichen Selbstbehauptung im Sonderbaren. An jenem Tag jedoch begriff ich, wie verloren ich war. Wenn selbst meine eigene geliebte Mutter das Normale als wünschenswert oder gar unerlässlich einstufte, hatte ich keinen Rückhalt mehr und keine Chance, in irgendeiner Zukunft vielleicht Gleichgesinnte oder Verbündete zu finden. Die letzte, winzige Hoffnung war wie so oft mein Vater.

Ich fragte ihn weinend, warum es wichtig sei, dass alle Menschen normal sind. Brauchte die Welt denn so viele Ingenieure und Ärzte, aber keinen einzigen Winnetou oder Tarzan?

Er lächelte mich traurig an.

»Weißt du, meine Süße, die Welt, in der wir leben, die braucht in der Tat hauptsächlich Ingenieure und Ärzte. Aber es ist eine armselige Welt …«

Ich sah, wie Mutter ihm einen warnenden Blick zuwarf. Er sah es auch.

»Aber vermutlich ist es die beste aller möglichen Welten«, fuhr er seufzend fort. »Und deswegen ist es auch für dich das Beste, in dieser Welt zu leben. Und dich nicht an Lianen aus

ihr herauszuschwingen. Denn dann besteht die Gefahr, tief zu stürzen und hart aufzuprallen.«

Mutter schüttelte den Kopf über Vaters Welterklärungsversuche. Sie übernahm wie immer den pragmatischen Part, setzte sich zu mir und blickte mich liebevoll, aber ernst an.

»Die Welt der Fantasie ist etwas Wunderbares, mein Schatz. Aber sie ist auch gefährlich. Man kann sich in ihr alle Knochen brechen, wie du gerade gelernt hast. Aber was noch schlimmer ist: Man kann sie nicht essen. Wer überleben will, muss sich anpassen.«

Ich nickte tapfer, weil ich sah, wie wichtig diese Sache mit der Anpassung meiner Mutter war. Und ich wollte ihr gefallen, schließlich liebte ich sie. Sie nahm mich in die Arme und drückte mich fest. Damit war es beschlossene Sache, dass ich normal werden musste.

Als mein Vater die Lianen abnahm und ich mein Tipi abschlug, gelang es mir besser als ihm, die Tränen zu unterdrücken. Es war ein stummer Abschied von der Kindheit, das Ende eines Abschnitts. Doch mir kam es vor wie das Ende der Welt. Ich hatte noch nicht gelernt, die Welt in Stücke zu zerteilen. Aber ich versprach meinen Eltern, mein Bestes zu geben.

Am 9. November desselben Jahres fiel die Mauer, im darauffolgenden Frühjahr siedelten wir nach Westberlin um. Ein neuer Abschnitt begann. Ich habe weder meine damalige Leipziger Lehrerin noch irgendeinen meiner früheren Mitschüler je wiedergesehen. Erst Jahre später verstand ich, dass viele aus der Klasse, die mich damals auslachten, nicht einmal wussten, wer Pippi Langstrumpf überhaupt war. Die Bücher durften offiziell zwar gelesen, aber über einen langen

Zeitraum nicht gedruckt werden. Astrid Lindgrens Entwurf eines unabhängigen, freigeistigen Kindes war der Regierung zu anarchistisch. Mein Vater hatte mir jedoch auf verschlungenen Pfaden die in kleiner Auflage erschienene, ostdeutsche Erstausgabe von 1975 besorgt. Ich hatte dieses Buch heiß und innig geliebt. Die meisten, die sich damals Ulrikes verächtlichem Gelächter angeschlossen hatten, kannten das Buch nicht. Sie waren schlichtweg dumme Lemminge, die keine Ahnung hatten. Sicher sind viele von ihnen Ingenieur geworden. Oder Ärztin.

Ich bin jetzt vierunddreißig Jahre alt. Sehr lange habe ich dem Wunsch meiner Mutter entsprechend versucht, »etwas Normales« zu sein. Und vorgegeben, es zu sein. Es ist mir einigermaßen gut gelungen. Ich bin groß, schlank, hübsch, gebildet und erfolgreich. Ich habe nun halblanges, brünettes, leicht welliges Haar, das nicht mehr wie Unterholz von meinem Kopf absteht, sondern durch einen gestuften Bob nach einer richtigen Frisur aussieht. Meine Gesichtszüge sind klar, ich kleide mich stilvoll, verdiene gutes Geld und genieße beachtliche Erfolge im Job und bei Männern. Zudem besitze ich eine schicke Eigentumswohnung in Berlin-Mitte. Ich bin zwar nicht verheiratet und habe keine Kinder, aber dafür ist ja noch Zeit. Man akzeptiert mich als selbstbewusste, unabhängige junge Frau. Es wird schon lange nicht mehr über mich gelacht. Und falls doch, lache ich mit. Manche Menschen mögen mich sogar. Mein Chef zum Beispiel. Weil ich klug und geradlinig sei und mich nicht anbiedere. Außerdem sei ich auch ein bisschen seltsam und geheimnisvoll. Aber auf die sexy Art. Das hat er gesagt. Die Spuren des Sonderbaren von früher haften mir noch an, aber in pudrigen Mikrodosierungen scheinen sie für meine Umwelt nicht nur akzeptabel,

sondern in gewissem Maße auch interessant. Als wäre das Sonderbare an mir inzwischen nur noch eine Art kleiner Leberfleck. Die Schönheit des Makels.

Mein Leben verlief also in den letzten Jahren ganz normal. Vielleicht besser als normal.

Ich habe eine Zeit lang sogar selbst daran geglaubt. Zwar war ich mit dem unwohlen Gefühl aufgewachsen, anders zu sein als die anderen Kinder – auch wenn ich den Grund dafür nie verstand –, aber ich habe es verdrängt, habe die lauten und jeden noch so leisen Zweifel an meiner Normalität erstickt. Doch dann geschah etwas, das alles zurechtrückte. Meine mühsam aufgebaute Welt wurde zersplittert und zu einem neuen Ganzen zusammengefügt. Das Bild, das entstand, war ein Spiegel. Und ich sah hinein.

Es geschah an einem Donnerstag im November des vorletzten Jahres.

Als Kind dachte ich noch, man kann sich aussuchen, was man werden will. Das sagen sie einem. Bis man die vorgegebenen Grenzen zu weit ausdehnt und sich aus einem Fenster ins Freie schwingt. Da lernte ich: Ich werde niemals Pippi Langstrumpf sein, das stärkste Mädchen der Welt. Ich werde weder Tarzan noch Winnetou sein. So wie ich mir als Kind, in der Welt der Fantasie verfangen, die Rippen brach, so bin ich als Erwachsene auch mit meinen Bemühungen um Normalität gescheitert. Jetzt stelle ich mich meinem Schicksal und meiner Bestimmung. Mein neues Ziel ist weniger Beruf als Berufung.

Ich werde Mörderin.

Die Häutung

An einem nebligen Donnerstag im November des vorletzten Jahres wurde Ich zertrümmert.

Innerhalb weniger Sekunden zerfielen Städte zu Staub, verloren Bäume Blätter und Nadeln, welkten Wiesen, trockneten Bäche und Flüsse aus, verdunkelte sich die Sonne, und ein Sturm zog auf.

Dann nahm ich ein Messer und häutete mich. Ich nahm die oberste Schicht ab und sah, was darunter lag. Alles, was innen gewesen war im Dunkel des Körpers, wurde nach außen gestülpt und kam ans Licht. Es stank. Brannte wie Feuer.

Das, was Ich glaubte zu sein, aber nie gewesen war, verging.

Ich stürzte in ein Vakuum. Und die Transformation begann.

Das Vakuum füllte sich langsam mit Fruchtwasser. Zuerst fiel mir das Atmen schwer. Dann vergaß ich es. Am sechsten Tag blutete Ich in die Welt als weinendes Kind ohne Namen.

Zwei Jahre, bis die neue Haut mich umschloss.

Ich wuchs vom Kind zum Tier.

Jetzt zerreißt die Wölfin die magische Fessel, gesponnen von Zwergen aus dem Trittgeräusch der Katzen, den Bärten der Frauen, den Wurzeln der Berge, dem Atem der Fische und dem Speichel der Vögel. Feuer und Rauch steigen zum Himmel, und Sturm entwurzelt die Bäume.

Die Wölfin macht sich auf den Weg in die Wildnis der Städte. Sie will ihr Rudel suchen. Sie will Wölfe jagen.

Hermann

Geduld ist die Tugend des Jägers

Ich beginne mit Hermann.

Hermanns Leben ist ein stehendes Gewässer. Es verströmt einen fauligen Geruch. Doch niemand scheint den Gestank wahrzunehmen, der in Blasen aus dem Sumpf nach oben steigt. Schmeißfliegen scharen sich begeistert summend um Hermann. Er ist der reichste Mann in seinem Kaff. Bauunternehmer. Macht Geschäfte. Besticht den Bürgermeister und den Stadtrat. Ist im Kirchenvorstand. Spendet große Summen. Geriert sich als Wohltäter. Seine dubiosen Kontakte in die Unterwelt kennt hier keiner. Die pflegt er äußerst diskret.

Ich beobachte Hermann seit über sechs Wochen. Betrachte diesen Morast aus verlogener Bürgerlichkeit. Sehe, wie Hermann morgens aufsteht, sich die Zähne putzt und joggen geht. Wie er danach duscht, mit einem Applikator Hämorrhoidensalbe in den Enddarm schmiert, sich die Hände in Unschuld wäscht, sich ankleidet, beim Frühstück die Zeitung

liest, seine Frau abwesend auf die Wange küsst und mit seinem Benz-Cabrio in die Firma fährt. Ich halte Abstand, aber ich bin auf seiner Fährte. Gelegentlich beobachte ich auch seine Frau Stefanie. Sehe, wie sie die Augen vor allem verschließt, was um sie herum vorgeht. Wie sie mittags beginnt, Sherry zu trinken. Wie sie auf der Wohnlandschaft in cremefarbenem Leder mit einem Dildo masturbiert, sobald sie genug Alkohol intus hat. Hermann hat eine Geliebte. Stefanie hat einen Porsche. Sie geht regelmäßig zum Brazilian Waxing, obwohl niemand sie vögelt.

Anfangs hatte ich Probleme mit der Vorgehensweise. Ich bin weder eine ausgebildete Ermittlerin, noch habe ich hilfreiche Kontakte zur Polizei. Aber es ist erstaunlich, was man alles herausfinden kann, wenn Datenschutzgesetze keine Grenze darstellen. Wenn nichts mehr eine Grenze darstellt. Die Freiheit der Anarchie.

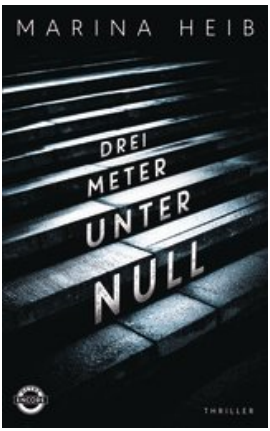
Ich habe bis vor Kurzem bei einer internationalen Software-Firma gearbeitet. In meinem früheren Dasein. Bildete Kollegen und Kunden aus, die unsere Systeme bei sich implementierten. Zwei Jahre später ging ich ins Solution Management und präsentierte unser Lösungsportfolio. Meist war es ermüdend, manchmal habe ich meine Auftritte gemocht. Wenn wenigstens ein paar meiner überforderten Zuhörer aufmerksam waren und verstanden, was ich vortrug. Statt mir stupide auf die Titten zu starren. Oder wenn ich wusste, dass ich besonders gut war, auch wenn sie meinen Ausführungen kaum folgen konnten. Vielleicht gerade deswegen. Aber oft habe ich mich gelangweilt. Die immer gleichen Sätze, immer gleichen Fragen, immer gleichen leeren Augen in weiß getünchten Schulungsräumen, wo der Staub im

Lichtstrahl des Beamers tanzt und zur Kaffeepause trockene, übersüßte Teilchen gereicht werden.

Ursprünglich wollte ich etwas anderes für mich. Doch mit fortschreitendem Alter, was wachsender Anpassung gleichkommt, modifizierte ich die Vorstellungen von meiner Zukunft zu immer realistischeren Varianten. Seit dem Leipziger Fenstersturz nutzte ich Bücher als Lianen. Nur noch an ihnen schwang ich mich in fremde Länder, fremde Leben, fremde Lust und fremdes Leid. So beschloss ich zunächst, Reisejournalistin zu werden. Etwas ziemlich Normales. Oder Reiseschriftstellerin. Letzteres klang anspruchsvoller, aber auch ein wenig ärmlich. Ich war unentschlossen. Jedenfalls reisen und schreiben. Immer unterwegs im Nirgendwo, ohne je anzukommen. Aber da setzte das Zeitschriftensterben ein, und Journalisten aßen Tütensuppen, weil die Zeilenhonorare nicht mehr für Sushi ausreichten. Also kam es anders, für mich wie für die meisten Menschen. Meine Träume verloren immer mehr an Farbe. Und an Temperatur. Und mit ihnen wurde auch ich blasser. Und kälter. So gefalle ich mir nicht besonders. Aber ich komme besser klar. Und darum geht es doch. Man muss klarkommen in der Welt.

Ich lernte Dinge. Studierte Fächer. Informatik. Betriebswirtschaft. Sprachen. Ohne Leidenschaft, stattdessen mit Konzentration und Ehrgeiz. Direkt von der Uni weg engagierte mich dann diese Software-Firma. Wenig später war ich zuständig für Kunden in Mitteleuropa und Russland. Ich spreche fließend Englisch, Französisch und Russisch. Ich bin gut in meinem Job. Sehr gut. Meine Firma zahlt mir viel Geld. Ich habe die letzten Jahre klug investiert, ein wenig spekuliert und viel beiseitegelegt. Für eine Swan, den Rolls-Royce unter

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE



Marina Heib

Drei Meter unter Null
Thriller

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 256 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-453-27111-1

Heyne Encore

Erscheinungstermin: März 2017

Sie beobachtet ihre Opfer. Sie plant ihre Morde. Nichts will sie dem Zufall überlassen. Der Weg der Gewalt ist nicht grundlos. Ihr Leben lang bemühte sie sich um ein normales Leben. Doch die Hülle umschloss eine tiefe Verzweiflung, die sie zu verbergen wusste. Bis zu einem nebligen Donnerstag im November. Der Tag, an dem sie eine Mörderin wird. Sie will die Dämonen vernichten. Sie will Rache. Sie empfindet kein Mitleid. Sie sollen leiden. Genau wie sie.

Der Titel im Katalog